

Von Karl Eugen Schmidt, Paris.

Wahrscheinlich fällt es den aus Deutschland nach Italien kommenden Reisenden nicht so sehr auf wie mir, der ich in Paris wohne und aus Frankreich kam: ganz Norditalien unterliegt einem deutschen Einflusse, womit sich der englische und französische nicht mehr messen kann. Ich spreche natürlich nur von dem: Italien des Touristen. Ob es in der Politik, im Handel und in der Industrie ebenso ist, weiß ich nicht, oder vielmehr: ich bin überzeugt, daß es wenigstens in der Politik keineswegs so ist. In der Politik sind gerade die Norditaliener die wärmlichen Freunde der Franzosen, und sie sind es eigentlich ganz allein, die immerfort gegen den Dreieck und ganz besonders gegen den ganz verhaßten Austriao eifern. Während sie nicht das geringste dagegen einzuwenden haben, daß die Franzosen vor fünfzig Jahren erst Nizza besetzt haben, während auch die ursprünglich italienischen Bewohner dieses Theiles Frankreichs ganz gute und patriotische Franzosen geworden sind und gar nicht an eine Wiedervereinigung mit Italien denken, machen die Norditaliener unaufhörlich Kadaw gegen Oesterreich, daß sie hier schlechtweg „Tedesco“ nennen, und verlangen die Herausgabe Istriens, wo auch die italienischen Eingeborenen ohne Unterlaß gegen die österreichische Regierung agitiren. Politisch also sind die Norditaliener durchaus nicht deutschem Einflusse unterthan und freundlich gesinnt. Vielmehr findet man die bezeichnendsten Beweise des Gegentheils so ziemlich überall in den oberitalienischen Städten. Ueberall sind Denkmäler, welche die Waffenverbrüderung der Franzosen und der Italiener gegen die Oesterreicher feiern, und in Verona fiel mir gleich neben dem Amphitheater ein Haus mit einer Marmortafel auf, worauf zu lesen steht, daß hier die österreichischen Tyrannen eine fünfundsanzigjährige schwänigere Frau ermordet hätten. Wenn man solche Dinge, deren Einzelheiten vermuthlich der Sache ein weniger entscheidendes Gesicht geben würden als die lapidäre Kürze Inschrift, zum ewigen Gedächtnisse in Marmor eingräbt, dann giebt man dadurch auf das deutlichste zu verstehen, wie man sich zu dem deutschen Nachbar stellt. Die in Norditalien schätzbarsten Reichs-Deutschen machen es denn auch genau ebenso wie die Oesterreicher in Frankreich. Sie geben sich die größte Mühe, um nicht mit jenen verwechselt zu werden. In Paris sind die Oesterreicher im Grunde, ihre deutsche Mutter sprache zu verleugnen, und ich habe schon manchen guten Franzosen aufgeklärt, der sich auf das Zeugniß österreichischer Bekannter berief und meinte, in Wien spreche man „österreichisch“. Ebenso machen es die Reichs-Deutschen in Norditalien; sie vermeiden es sogar, sich Deutsche oder Tedeschi zu nennen, weil der Norditaliener den Oesterreicher schlechtbin so nennt, und haben eine neues Wort „Germanici“ erfunden, um nicht mit jenen verwechselt zu werden.

Desto erstaunlicher und auffallender ist, daß sonst in jeder Hinsicht der deutschsprechende Fremde bei weitem an der Spitze steht. Früher mußte man wenigstens französisch verstehen, wenn man durchkommen wollte, und selbst mit englisch konnte man sich leichter verständlich machen als mit deutsch. Heute aber ist deutsch unbedingt die wichtigste und am meisten gesprochene Touristen sprache in Norditalien. Wenn in einem Hotel oder Restaurant überhaupt eine fremde Sprache gesprochen wird, dann ist es die deutsche, und erst in zweiter Linie kommt französisch. In Mailand wohnte ich in einem Hotel, das ich für hochitalienisch hielt und das auch in der That italienischen Besitzern gehört. Ich tadelte mich also mit italienisch durch; als der Kellner mich mit meiner Frau französisch sprechen hörte, gab er sich große Mühe, französisch mit mir zu sprechen, als er aber vernahm, wie ich mit meinem siebenjährigen deutsch redete, kam hinfort mir gegenüber kein anderes als deutsche Worte aus seinem Munde. Dabei war der Mann kein Deutscher, sondern Italiener. Beinahe das gesamte Personal des Hotels sprach deutsch, vom Portier bis zum Stubenmädchen, und ähnliche Erfahrungen habe ich in Verona, Padua und Venedig gemacht. Es giebt sogar eine ganze Anzahl Hotels mit deutschen Namen, und das ist sehr merkwürdig für den in Frankreich lebenden Deutschen, weil die auch dort zahlreichen deutschen Hotels ihre Nationalität sorgfältig verhehlen und ihre Flagge in der Tafel behalten. An der französischen Riviera wimmelt es von deutschen Hotels mit englischen oder französischen Namen, englischen, amerikanischen und französischen Namen auf dem Dache, deutschen Besitzern, deutscher Leitung und deutscher Be-

ienung. Schon in Genua aber begegnet man Gasthäusern, die man ihrem Namen nach für deutsch hält: Hotel Bavaria, Hotel Germania, Berliner Hof und ähnliche, die sich dieselben Namen nur darum zueignet haben, um die deutsche Kundschaft anzulocken.

In Verona aßen wir zu Mittag an der berühmten Piazza Erbe, berühmt als einstiges Forum der Römerstadt und auch wohl wegen dem Bilde, das Menzel von dem Platze gemalt hat. Das Lokal hatte einen deutschen Namen, war aber ganz italienisch. Da habe ich entdeckt, wie die Böfemächter von der Wirtshaus die Fremdlinge fangen und ausbeuten. In diesem Restaurant giebt es zwei Speisarten, die eine ist nur italienisch und wird jeden Tag neu geschrieben, die andere ist italienisch, französisch und deutsch und bleibt jahraus, jahrein die gleiche, sintemalen sie gedruckt ist. Was auf der italienischen Karte eine Vira kostet, kostet auf der dreisprachigen anberthaß. Zum Glück machte der Kellner ein Versehen und brachte uns die italienische Karte. Nachher stibte er sie auf einen Wint des Wirtshaus weg und legte die dreisprachige hin, aber das Kunststück war uns nicht entgangen, und wir begehrten eindringlich nur italienisch zu essen. Wer nach Verona kommt, mag sich das zum nützlichsten Exempel dienen lassen, und wahrscheinlich geht es ebenso in andern italienischen Städten zu.

Daß Norditalien trotz alles politischen Mißmuthes auf die deutsche Touristenkundschaft angewiesen ist, versteht sich eigentlich von selbst, denn hier sind wir ja schon in der nächsten Nähe Deutschlands. Der Lago di Garda, dessen Nordzipfel in Tirol liegt, reicht bis nach Verona herunter, und von Verona ist man in kaum einer halben Stunde an der österreichischen Grenze. Die alte deutsche Heerstraße nach dem Welschland geht über Verona oder landet in Verona, nachdem sie die Alpen durch den Brennerpaß überschritten hat. Von jeder also war dieser Landestheil germanischem Einflusse unterworfen, und darum habe ich auch in meiner Ueberschrift den Helden der deutschen Sage genannt, dessen Residenz Verona war. Zu jener Zeit hatten unsere Landesleute noch selbständigen Sinn genug, um, was Engländer und Franzosen noch heute thun, fremde Namen der heimischen Junge mundgerecht zu machen. Keinem Deutschen fiel es ein, Ranca anders als Ranzia, Montebello anders als Mompelgard zu nennen, Verona war Bern, Ravenna Raben, Borno, die erste über das Eisler Joch gehenden Alpenstraße erzielte italienische Station hieß Worms. Dürer nennt in seinen Briefen aus Venedig den Maler Giovanni Bellini, der in Italien selbst Giambellino hieß, nicht anders als Schambellino. Selbst Goethe, dem doch wohlwollig kein Mensch Panzermanismus vorwerfen kann, — das Gegenheil ist ihm oft genug vorgeworfen worden — übersetzt in der Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini die italienischen Vornamen ins Deutsche, und Giulio Romano ist bei ihm Julius der Römer.

In dem italienischen Bern nun, das der gute Deutsche heute nur noch Verona zu nennen mag, sind die deutschen oder germanischen Eindrücke besonders stark, trotz der schon erwähnten Marmor-Inschriften, welche die Schandthaten des Tedesco und den Haß des Norditalieners gegen seinen nächsten Nachbar belunden. Die ganze Stadt hat etwas nordisches und germanisches, und obgleich sowohl die mit Zinnen getränkte, zur Burg führende Eschtride als auch die Seilgergräber aus einer viel späteren Zeit stammen und mit Dietrich und seinen Helden nicht das geringste zu thun haben, passen sie doch ganz außerordentlich gut in die alten deutschen Heldenlieder von Alpharts Tod, vom Hofengarten und vom Ende der Nibelungen. Man kann sich sehr wohl vorstellen, daß der junge Alphart, als er zur Warte zog, gerade über diese nämlische Brücke geritten sei, und daß ihm von den Zinnen dieser nämlischen Burg die schönen Frauen und die Herzogin Ute nachwinkten. Und wenn man sich den Gan Grande anschaut, wie er auf dem Gipfel seines Grabmales geharnischt auf dem geharnischten Gaul sieht, die Beine stramm und straff im Bügel, das erhobene Schwert in der Rechten, den Helm auf dem Rücken, hinaussehend in das Land, läßt und starr, der echte Weigand des Heldenliedes, dann möchte man ihn wohl für einen Jüngling des alten Meisters Hildebrand, für einen Genossen Dietrichs, Wolfharts und Siegfrihs halten, der auf dem grünen Heide die Rufe des Heeres bewacht und nach dem Feinde ausstößt.

Endlich wird uns das alte italienische Bern noch durch Bürgerlied vom braven Mann näher gerückt und heimlich gemacht, denn hier war es, wo das Besondere Heerstrom wuchs und schwoß, wo die Esch gewaltige Fel-

sen Eis gegen die Pfeiler der Brücke rollte, wo Pfeiler um Pfeiler krachend brach, wo der Bauer im Mittel den Zöllner mit Weib und Kind rettete und die Pistolen des Grafen ausschlug, weil ihm sein Leben für Gold nicht feil war. Wo diese Brücke aber gestanden hat, welche von den heutigen sechs Brücken jetzt an ihrer Stelle steht, kann ich dem Leser nicht verrathen. Bei allen diesen Beziehungen zu Verona hätte ich beinahe noch ein Hauptbath vergessen: Romeo und Julia waren aus Verona, hier wüthete der tolle Thybad, hier gurrte der verliebte Romeo, hier war es die Nachtigall und nicht die Lerche, hier wird heute noch das Haus der verlebten Dame und sogar ihr Sarg gezeigt. — es kostet fünfzig Centesimi, und dafür darf man ihn sogar anfassen, denn er ist aus Stein und hat nicht viel zu fürchten von den nach Andenken lusternen Besuchern.

Nun sehe ich, daß ich beinahe zum Schlusse dieser Blaudei gekommen bin, ohne Sie ordentlich in Verona herumgeführt zu haben. Indessen war das auch garnicht meine Absicht, denn Bädeler macht das viel, viel besser, als ich es könnte. An das Amphitheater muß ich Sie allerdings führen, und wäre es auch nur, weil auch dieser alte Römerbau von der deutschen Sage in Verbindung mit dem großen Dietrich gebracht wird. Denn dieser Sage nach ist das römische Rundtheater weiter nichts als der Palaß Dietrichs von Bern. Wie er sich hier einrichten konnte, ist mir allerdings ein Räthsel, im übrigen aber wäre es durchaus nicht unmöglich, daß er hier gewohnt hätte. Im Theater von Oranien in Südfrankreich hatten im Mittelalter die Herzöge von Oranien ihre Residenz, in den Amphitheatern von Nimes und Arles hatten sich ganze Kolonien von Einwohnern niedergelassen, außer Privatwohnungen gab es da Kirchen und Kapellen. In Verona wird es wohl nicht anders gegangen sein, und eigentlich wäre es wunderlicher, wenn die Landesherren sich nicht des mit gewaltig starken Mauern aufgeführten Baues als Burg bedient hätten, als das Gegenteil. Es ist also wahrscheinlich genug, daß Dietrich thatsächlich in diesem Amphitheater gewohnt hat.

Der römischen Alterthümer finden sich hier nicht wenige, und wer in Verona zum ersten Male italienischen Boden betritt, mer auch die römischen Bauwerke Westdeutschlands und besonders Südfrankreichs nicht kennt, der erhält hier einen guten Anschauungsunterricht. An der Piazza Erbe erfährt er, welche Form und Gestalt ein römisches Forum hatte, das Amphitheater ist außerordentlich gut erhalten oder restaurirt und giebt ein treffliches Bild von der guten alten Zeit, wo man noch Thier- und Gladiatorenkämpfe aufstürzte, anstatt sich von Gabrielle d'Annunzio umgeben zu lassen, auch ein römisches Theater, ebenfalls ziemlich gut erhalten, ist vorhanden, und mehrere römische Thore, Säulen, Sarkophage und ähnliche machen Verona zur ersten alt-römischen Stadt, die der von Deutschland kommende Reisende betritt. Und da ein ordentlicher Deutscher selbstverständlich niemals daran denkt, die in ihrer Art weit interessanteren und merkwürdigeren römischen Alterthümer des deutschen linken Rheinufers, die Schätze im Mainz Museum, den Mosaitboden zu Kreuznach, das Grabmal von Jgel und die großartigen Bauwerke von Trier zu besuchen, so muß er freilich in Verona die Augen aufreißen und über all diesen römischen Alterthümern vergessen, daß er sich auf dem von unseren alten deutschen Heldenliedern besungenen Boden, in der Stadt Dietrichs von Bern befindet. Darum habe ich es hier unterstrichen.

Neue flamische Zwillinge.

In der Rinderklinik der Diakonissenanstalt zu Heilingsdorf befinden sich flamische Zwillinge, die das Interesse der Ärzte in besonderem Maße erregen. Es sind dies zwei 8 Monate alte Mädchen aus Italis, die seit der Geburt an der einen Hüfte zusammengewachsen sind. Die beiden Mädchen haben nur den Enddarm und die Blase gemeinsam, während die übrigen Körpertheile frei sind. Das eine Mädchen hat Herz und Leber auf der rechten Seite, das andere auf der linken. Puls, Respiration und Temperatur wechseln bei den beiden Kindern. Das Gefühl ist bei ihnen getrennt, außer an der Stelle, wo sie zusammengewachsen sind. Die beiden Mädchen, die Maria und Maria gekauft worden sind, haben ungleiche Körpergröße; das kleinere leidet an einem Herzfehler.

In der Wuth. Wirth: Ja, Sie Lump — zahlen könn' S' nit, nachdem S' den schönen Rinderbraten verzehet ha'm? Nun sollen S' wenigstens wissen; es war Pferdefleisch!

Das Wasser rauscht.

Humoreske von J. Eichenberg.

In einer Laube des Hotels „Gießbach“ am lieblichen Brienzersee saßen beim duftenden Morgentafel der Oberlehrer Dr. phil. Steinebach mit seiner jungen Frau Helene. Sie befanden sich auf ihrer etwas späten Hochzeitsreise. Du lieber Gott! Das Gehalt eines jungen Gymnasiallehrers ist eben nicht auf eine Schweizerreise oder sonstige scharifische Schwelgereien zugeschnitten. Durch dreijähriges tapferes Sparen hatte man es aber doch endlich so weit gebracht, einmal vier Wochen die Wunder der Natur und die Freuden des Nichtsthums richtig austofsen zu können.

Nach beendetem Frühstück wandelten die beiden, selig wie nur wirkliche Hochzeitsreisende, an den Kastaden des stürzenden und fläubenden herrlichen Bildwassers hinauf. Sie ließen sich schließlich, um noch einmal den Gesamteindruck auf sich wirken zu lassen, auf einer Anhöhe nieder, die eine vorzügliche Aussicht auf den Fall gestattete.

Sie schmiegte sich eng an ihn. „O, Arthur, wie herrlich! Das Wasser, das mächtige — ach nein — das abschreckliche Wasser!“ „Was! Abscheulich?“ „Ja, Männchen, ich hatte einen schrecklichen Traum heute Nacht. Ich war zu Hause. Es war in tiefer Nacht, als ich durch ein Brausen und Plätschern aus dem Schlaf geweckt wurde.“

„Der nahe Gießbach wohl“, bestätigte der Gemahl überlegen. „Nein, nein — unsere Wohnung schwamm in Wasser. Es stieg höher, immer höher. Die Mauern wankten, neigten sich — ein Krach —“ „Und du warst wach, nicht wahr?“ lächelte er.

Doch sie hatte schauernd ihre Augen verhält. „Arthur“, sagte sie mit höchster Stimme, „es ist ganz gewiß etwas zu Hause vorgefallen!“ „Aber abergläubische Trude!“ drohte er.

Doch jäh richtete sie sich plötzlich empor, ihre Augen sahen wie in unendliche Fernen, ein Schrei — und sie sank ohnmächtig zurück. Der Oberlehrer bestärkte sich eifrig um sie, aber erst einige Spritzer des omniösen Wasser gaben sie dem Leben und damit erneutem Entsetzen zurück.

„Arthur! Arthur — das Wasser!“ schlugte sie trampfhaft. „Es ist mir eingefallen — unser Wasserhahn steht auf!“

„Unser Wasserhahn?“ wiederholte er verständnißlos. „Ja, unser Wasserhahn zu Hause!“ „Unglückliche — du hättest —“ „Ja, ich ja — ich habe!“ Und von neuem brach sie in lautes Weinen aus. „Ich wollte noch ein Glas Wasser trinken — es war so warm — ich ließ erst ablaufen und vergah es nachher ganz. Du drängtest so zur Bahn —“

„O, o“ — „Na“, begütigte er, „einen Wasserhahn haben wir ja Gott sei Dank auch, es geht also wenigstens nichts verloren — für die Stadtkasse. Acht Tage sind wir unterwegs, nehmen wir nun einen täglichen Ablauf von etwa fünfshundert Kubitmetern an — das Kubitmeter zu zwanzig Pfennig —“

Der Herr Oberlehrer zog plötzlich Notizbuch und Bleistift aus der Tasche und begann sich in mathematische Kalkulationen zu verwickeln. „Wenn ich nur wüßte, Helene, wie stark du den Hahn aufgedreht hast.“ „Ich fürchte sehr — du hattest folgende Eile — o — ach!“ ächzte sie herzbrechend. „Aber das ist ja noch nicht das Schlimmste!“

„Noch nicht?“ „Das Sieb am Wasserstein ist immer so verstopft, das Wasser tritt über, die Beden vermeiden — und wir haben alles zu zahlen. — Ach, mein Gott, das Unglück!“

Der Gatte, obgleich selbst niedergedrückt ob solcher Aussichten, mußte wieder trösten. „Sieh mal, die Hausleute werden's schließlich doch merken, wenn das Wasser —“ „Aus den Fenstern heraustritt“, ergänzte sie schauernd. „So schlimm wird's wohl nicht gleich werden“, lächelte der gepuffte Gemahl mit einer Art Galgenhumor. „Die unter uns werden's schon spüren.“

„Wenn ihnen die Decke auf den Kopf kommt!“ „Dann merken sie's ganz sicher.“ „Abscheulicher, du scherzest noch!“ „Was ist denn zu machen?“ „Heimreisen müssen wir unverzüglich.“

„Jetzt da wir kaum richtig angefangen haben? Und unser schönes Rundreisehüt?“ „Nein, Schatz, bis wir heimkommen, ist's doch zu spät, und das Haus längst eingefallen. Fahren wir also ruhig in unserer Reise fort und lassen wir uns durch nichts das Vergnügen stören.“

Gießbach.



Junge Frau: „Ach, Franz, wenn du mich nur auch einmal so verklärt ansehen wölstest — wie eben das gebratene Hähnchen!“

„Rein, das bringe ich nicht fertig. Mit dem Vergnügen ist's obnehin vorbei. Du mußt wenigstens sofort jemand beauftragen, in der Wohnung nachzusehen.“

„Wen denn? Wir sind doch erst einige Monate in Berlin und kennen keine Seele. — Doch halt! vielleicht der Daffel! Das ließe sich machen. Ich schide dem Hausmeister den Schlüssel.“

„Ja, aber sofort und durch Eilboten“, drängte sie. „Na, ich habe ihn doch immer in der Rodtasche —“ Hastig klopfte er alle Taschen noch einmal ab — vergebens. „Er ist sicher im Hotel bei den Sacken. Da will ich doch sofort —“

Und fort eilte er. Nach einiger Zeit kam er aber topfschüttelnd wieder. „Verloren — oder verlegt! Er ist nirgends zu finden.“ „Auch das noch! Dann mußt du telegraphiren. Man soll sofort aufbrechen lassen. O, ich sterbe noch vor Angst in dieser Ungewißheit!“

Der Oberlehrer telegraphirte also an den Hausmeister, dringend mit begabter Antwort. Die kleine Frau athmete jetzt etwas auf.

Doch das Fieber kam wieder. Frau Helene aß und trank und schlief nicht mehr. Bei der harmlosesten Unterhaltung sah man sie plötzlich zusammenfahren, die Farbe wechseln und davonlaufen. Die Aufregung schickte sie zu verzehren. Den seit der getrigen Nacht wunderbarlich angeschwollenen Gießbach konnte sie nun schon gar nicht mehr sehen. Die ungeheuren Wassermassen, die unerschöpflich tosend von Fels zu Fels wieder in den See stürzten, erregten ihr Grauen. Sie erinnerten zu viel an ein anderes, schrecklicheres Wasser, das unaufhörlich —

„Doch genug!“ Der arme Gatte war auch nicht auf Rosen gebettet. Er mußte immerfort trösten. Wenn er nur manchmal gewußt hätte, wie „Daffel“ würde doch längst geschrieben haben —

„Wenn du ihm nur richtig telegraphirt hättest!“ unterbrach sie vorwurfsvoll. „Für Herrn Doktor Steinebach — fünfzig Centimes Strafporto!“ rief gerade der Postbote.

Der Oberlehrer zahlte und wog prüfend den Brief in der Hand. „Schmer“, murmelte er. „Postkempel Berlin“, rief Helene erschüttert.

Des Doktors Hände zitterten etwas beim Dessern. Etwas Schweißes fiel aus dem Umschlag: ein Schlüssel.

Aus den schwerfälligen Zügen wurde herausgeschubst: „Hochverehrte Herrschaften!“

Beide Jänen anbei mit einer brieflichen Antwort auf ihr Telegraphiren nicht mehr so recht fort kann, ist es mir sozusagen geläufiger mit Feder und Tinte als fone langstielige Quastel. Indem wir den Wassertrank nicht zudrehen brauchten, als indem derselbe überhaupt nicht offen war. Also beunruhigende Jänen man ja nicht, es ist allens in schönste Ordnung —

Der Doktor ließ das Blatt sinken und plähte heraus: „Habaha — das hast du wieder einmal famos gemacht! Zum Todschicken! Habaha — Aber was soll's doch mit dem Schlüssel?“

„So lies doch erst fertig“, sagte sie in schmolldem Tone. Er las weiter: „Was den Schlüssel betrifft, so habe ich denselben, indem derselbe in die Korridorhüre gestochen hat zum Aufmachen benutzt, wo denn kein Schlosser nötig war, welchen ich hiermit belege. Hochachtungsvoll, Gottlieb Daffel.“

„Nun triumphirte die junge Frau. „Arthur, das mit dem Schlüssel — das warst du! Aber denke doch nur, wie leicht hätten da Diebe einbrechen können!“

„Nun ja doch — jetzt fällt mir's wieder ein. Ich wollte noch mal nach den Fenstern sehen. Da muß ich ihn haben steden lassen“, gab er kleinlaut bei. Seine ehemännliche Autorität und Unfehlbarkeit war etwas ins Wanken geraten.

Da kam ihm ein rettender Gedanke. Er schlug sich plötzlich vor die Stirn. „Sapperlot! Da hab' ich wohl auch im Vorbeigehen den Wasserhahn geschlossen, den du aufgedreht hattest.“

„Schwinder, du! Damit kommst du mir nicht durch. Dein Leichtsin hätte die schlimmsten Folgen haben können.“

„Und deine dumme Wassergeschichte hat uns einen kostbaren Reisetag geraubt.“

„Was willst du denn nur? Ich habe ja eigentlich gar nichts gemacht!“

Jetzt mußten sie beide doch herzlich lachen. „Der einzige Schuldige ist schließlich der infame Bach da drüben mit seinem ewigen Geplätscher!“ rief sie spitzbübisch.

„Und deine furchtbare Einbildungskraft, Helene!“ ergänzte er. „Nun, sehen wir getrost unsere Reise fort.“

Sie sahen noch manchen Wasserfall auf ihrer weiteren Fahrt durch die schöne Schweiz. Merkwürdigerweise saßen sie sich dann jedesmal an und — lachten.

Die Entdeckung einer Riesenhöhle in den Pyrenäen.

Die Auffindung eines eigenartigen Naturphänomens, einer gewaltigen unterirdischen Höhle, ist Lucien Rudau in den Pyrenäen gelungen, wie er in der „Nature“ mittheilt. In dem Departement Ariège, dessen gewaltige Erdhöhlen bereits seit langem berühmt sind, befindet sich auch dieser grandiose unterirdische Raum, und zwar ist es der „Caugno de los Goffios“ in der Nähe von Belfest auf dem Boden der Gemeinde Rieur-Fourcaud. Der Zugang, der sehr schwierig und ganz versteckt war, konnte nur nach mannigfachen Anstrengungen und Gefahren erreicht werden. Nachdem Gebirge und Steinblöcke fortgeschafft waren, bot sich aber plötzlich der Anblick eines gewaltigen Saales, mit einem wahren Chaos verschiedener Gesteinsformen, in dem man auf zahlreiche Gerippe von Thieren stieß. Dann gelangte man in einen Raum von geringerer Ausdehnung, der aber dafür viel höher war.

Wunder schön war der Anblick dieser grandiosen Steinmassen, als der erste Strahl des Lichts ihre gigantischen Formen entließ. Riesige Spigen ragten auf und schroffe Felsen; dazwischen lagen säulenartige Stalagmiten, wie die Trümmer eines ungeheuren, von der Natur erbauten Tempels. Wenn die Höhle erst dem Besuch des Publikums zugänglich gemacht sein wird, wird sie sicherlich zu den merkwürdigsten Naturphänomenen gezählt werden, die Frankreich aufweist. Die mächtige Tiefe von 35—40 Metern, die man hinabsteigen muß, läßt sich durch eine Treppenanlage unschwer überwinden. Dem Reisenden, der die anberthalbändige Wanderung von Belfest unternimmt, wird sich dann ein Anblick darbieten, dessen Größe, Eigenart und Phantastik schwerlich von einer anderen Tropfsteinhöhle übertroffen werden wird.

Langmüthig. Reisender: „Sie haben mich einen Gauner, einen Schurken geheißt, haben mich gehohlet, mich die Treppe hinuntergeworfen, Herr! Ich warne Sie, treiben Sie's nicht zum Aeußersten!“